

(11. Fortsetzung.)

„Gewiß! Warum sollte es mir denn unmöglich scheinen? Sobald Sie nur erst sich selbst gefunden haben, werden Sie sich auch den Platz zu erobern wissen, der einem Manne von Ihren Anlagen allein geziemt ist, und der Ihnen nicht nur meine Achtung sichert, sondern auch die Hochachtung und Verehrung der Anderen.“

Er wollte ihr noch einmal versichern, daß ihm an der Hochachtung und Verehrung der Anderen durchaus nichts gelegen sei, aber er befaß sich doch rasch eines Besseren und erwiderte mit einem kleinen Seufzer:

„Wohlan — so will ich noch einmal versuchen, durch eifriges Nachdenken das Rechte zu finden. Aber ich kann mich der Befürchtung nicht verwehren, Komtesse Herta, daß Sie mir mehr zutrauen, als ich zu leisten vermag und daß ich mich Ihrer Erwartungen niemals werde vollkommen würdig zeigen können.“

„Rein, nein!“ beruhigte sie ihn hastig. „Und Sie dürfen sich nicht mißverstehen. Nicht etwa Großes und Gewaltiges möchte ich aus Ihnen werden sehen, sondern einzig etwas Tüchtiges! Einen Menschen, der seine Existenz wie seine gesellschaftliche Stellung lebhaft der eigenen verdankt und nicht aber einer Lüge und der Aufopferung eines armen, wehrlosen Mädchens.“

Haralds blaue Augen öffneten sich weit in verständnislosem Erstaunen. „Der Aufopferung eines wehrlosen Mädchens? — Um des Himmels willen, Komtesse? Was für eine neue, niederstimmende Antlage ist dies? Wie soll ich es verstehen?“

„Ich kann Ihnen keine weitere Erklärung geben. Aber bei einiger Ueberlegung, denke ich, werden Sie sie auch ohne meine Hilfe finden. Und wenn es Ihnen wider Erwarten dennoch nicht gelingen sollte, so mögen Sie Ihre Schwester danach fragen.“

Ohne seine Antwort abzuwarten, verließ sie ihrem Pferd einen leichten Schlag mit der Gerte und ließ es in eine Gangart verfallen, die jede weitere Unterhaltung fast unmöglich machte. Aber Harald schien auch gar nicht mehr willens, eine weitere Aufklärung von ihr zu verlangen. Sein Gesicht war tief ernst geworden, und wie eine düstere Wolke lag es auf seiner Stirn.

Stumm legten sie den kurzen Rest des Weges bis zum Herrenhause zurück, und schweigend war Harald, nachdem er den herbeigeeilten Diener mit einer Handbewegung abgewiesen hatte, der Komtesse beim Abgehen behilflich. Er reichte ihr den Arm, um sie ins Haus zu führen, und erst als sie den Gang erreicht hatten, an dem die Gemächer der Woldenbergs lagen, nahm er noch einmal das Wort:

„Nur ein ehrloser Wicht könnte es wagen lassen, daß ein anderes Geschöpf für ihn geopfert werde. Wenn Ihre Vermutung zutrifft, so sollen Sie mit mir zufriedener sein, Herta — dafür verbürge ich mich Ihnen als Edelmann und als Offizier!“

Er küßte noch einmal die kleine Hand, wie sich mit warmem Druck in die seine geschmiegt hatte, und wandte sich dann in fester Haltung nach der Richtung hin, in der das Arbeitszimmer seines Vaters lag. Aber er hatte es noch nicht erreicht, als er seiner Mutter und seiner Schwester ansichtig wurde, die soeben von dem Diener aus den Sätteln gehoben worden waren. Ein einziger Blick auf Irene's bleiches, todsträubendes Gesichtchen mußte genügen, ihn jetzt, wo sein Argwohn einmal rege gemacht worden war, von der Wahrheit der Anklage Hertas zu überzeugen, und eine Empfindung des Jornes, wie er sie heißer und leidenschaftlicher kaum jemals gefühlt hatte, wachte in seiner Seele auf.

„Wo sind die Uebrigen?“ fragte seine Mutter, die sich in merklicher Erregung befand. „Ich meine Deinen Vater und den Grafen. Sind sie in Eurer Gesellschaft zurückgekehrt?“

„Rein, Mama“, erwiderte Harald, der den Blick nicht von Irene abwenden konnte. „Ich weiß nicht, ob sie bereits zurück sind, und ich war eben im Begriff, den Papa in seinem Zimmer zu suchen.“

„So laß uns zusammen hingehen. Auch ich muß ihn auf der Stelle sprechen. Du magst inzwischen auf Dein Zimmer gehen und dich umkleiden, Irene! Laß Dir aber von der Jungfer helfen und dich von ihr frisieren. Ich werde später kommen, um nachzusehen, ob sie dich recht hübsch gemacht hat.“

„Ah, das Opferlamm soll geschnitten werden“, dachte Harald. Und die Falte zwischen den Brauen, die seinem Gesicht plötzlich eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem seines Oheims gab, wurde noch tiefer. Schweigend reichte er seiner Mutter den Arm und klopfte eine Minute später an die Tür des Arbeitszimmers. Da von drinnen keine Antwort kam, legte Frau Leonie ihre Hand auf den Drücker und trat über die Schwelle des unverschlossenen Gemaches. Es war leer, und mit einer

unmutigen Geste warf die Baronin ihre Reitpeitsche auf den Tisch.

„Dein Vater ist noch nicht zurück! Weißt Du auch, Harald, daß das noch meiner Ueberzeugung nichts Gutes bedeutet? Wenn Irene sich nicht in ihrer Wahrnehmung sehr stark getäuscht hat, so hat Dein unglücklicher Oheim dem Grafen im Walde aufgelauret, um eine Unterredung mit ihm zu erzwingen. Ich weiß nicht, welche Absichten er damit verfolgen kann; aber daß sie einen gegen uns gerichteten, feindseligen Charakter haben, ist leider nur zu gewiß.“

„Das klingt fast, als ob Du eine Ursache hättest, dich vor dem Oheim zu fürchten.“

„Nun, vielleicht bist Du mit dieser Vermutung nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt. Horst von Bruchhausen ist ein Mensch, dem man Alles, auch das Fürchterlichste zutrauen kann.“

„Er ist ein Fälscher — nicht wahr? Wegen einer Fälschung und weil er außerdem um ein Haar seinen Reitnagel erschlagen hätte, mußte er damals bei Nacht und Nebel entfliehen?“

„Wer hat Dir das erzählt?“

„Ich weiß es aus Deinem Munde, Mama.“

„Nun, wenn ich es Dir gesagt habe, wird es sich auch jedenfalls so verhalten. Aber ich wünsche nicht, daß jeht davon gesprochen werde. Ich wünsche sogar dringend, daß es nicht geschieht, Du hast ja gehört, welche Unannehmlichkeiten uns dieser Bruder Deines Vaters mit seiner unerwünschten Rückkehr ohnehin schon bereitet hat.“

„Ich werde nicht davon sprechen; aber ich möchte doch gern etwas Näheres und etwas ganz Bestimmtes über die Natur der Vergehen erfahren, die man ihm zur Last legt.“

„Wende dich mit dieser Frage an Deinen Vater, nicht an mich. Oder verführe auch besser ihn, wenigstens in diesem Augenblick, wo es wahrlich dringenderes zu tun giebt, als alte, vermoderte Erinnerungen auszugraben, an denen Niemand irgend welche Freude haben kann.“

„Und was giebt es gerade jeht so Dringenderes zu tun, Mama? Ihr seid doch, wie ich gehört habe, im Begriff, ein freudiges Familienfest vorzubereiten?“

„Nun ja, vielleicht ist es gerade das, was ich meine! Aber Du stellst Deine Fragen in einem so sonderbaren Tone, Harald? Es ist ja beinahe, als ob ich einem Verhör unterworfen werden sollte.“

„Verzeih! Das ist meine Absicht natürlich nicht. Ich werde die weiteren Auskünfte, die ich in Bezug auf dieses Familienfest noch haben möchte, von dem Papa erbitten.“

Die Baronin sah ihn forschend an. Mehr und mehr fühlte sie sich durch sein seltsam verändertes Benehmen benurruht. Nie zuvor hatte sie diesen gehaltenen Ernst und diese männliche Festigkeit in seinen Zügen gesehen.

„Was Du Deinen Vater fragen willst, magst Du auch mich fragen“, sagte sie. „Du weißt, daß es sich um die Verlobung Irene's mit dem Grafen handelt, die heute bei dem Diner proklamiert werden soll. Er hat in aller Form um sie geworben und ihre wie unsere Einwilligung erhalten.“

„Nicht aber die meine, Mama! Und diese werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Bestimmteste verweigern.“

„Wißt Du Dir einen Scherz mit mir machen? Und angenommen, daß sie von irgend welchem Belang wären, weshalb glaubst Du, sie verweigern zu müssen?“

„Weil ich überzeugt bin, daß Irene den Grafen nicht liebt — daß sie durch diese Verbindung nicht glücklich werden würde. Und weil ich als ihr Bruder nicht zugeben kann, daß sie für die materiellen Interessen der Familie aufgeopfert werde.“

Frau Leonie starrte auf ihren Sohn, als wäge sie nicht, ihren Ohren zu trauen. „Bist Du von Sinnen, Harald?“

„Was für ein Geist ist es, der aus Dir spricht? Wer hat Dir gesagt, daß Irene den Grafen nicht liebt? Und selbst wenn Du es aus ihrem eigenen Munde erfahren hättest, was allerdings wohl das Wahrscheinlichste ist, was hättest Du dich darum zu kümmern?“

„Ich bitte um Verzeihung, Mama — aber dazu läge denn doch, wie ich meine, Veranlassung genug für mich vor. Ihr hättet mich nicht in den Anschauungen und Ueberlieferungen eines alten, ehrenhaften Geschlechtes erziehen dürfen, wenn ich nicht ein Unrecht, das an meiner Schwester verübt werden soll, wie eine mir selber angebrochte Unbill empfinden sollte.“

Ein höhnisches Aufsehen der Baronin schnitt ihm die Weiterrede ab. „Deine Ritterlichkeit offenbart sich da bei einer etwas unpassenden Gelegenheit, mein lieber Harald! Wenn man ein leichtfertiger und verschämterlicher Bursche ist wie Du, der die Rasse des Vaters weit über sein Vermögen in Anspruch nimmt, sollte man sich wahrhaftig nicht allzu fürwichtig

darum kümmern, durch welche Mittel die erschöpfte Rasse aufs Neue gefüllt werden soll. Wärest Du damit einverstanden gewesen, daß wir dem Grafen einen Korb geben, auch wenn Du alsdann sofort hättest um Deinen Abschied eintommen müssen?“

„Es ist also Wahrheit? Um solchen Preis sollte ich gehalten werden? — O, welche Schmach! — Rein, Mama, diese Heirat wird nicht zu Stande kommen — sie wird nicht, und wenn ich öffentlich Einspruch dagegen erheben müßte.“

„Du kannst Dir diese Mühe ersparen, mein Sohn“, klang in diesem Augenblick von der Tür her eine müde, kraftlose Stimme. Das Verlöbniß wird niemals proklamiert werden, denn die Woldenbergs sind eben im Begriff, Rhinow für immer zu verlassen.“

Es war Ewald von Bruchhausen, der diese Worte sprach, indem er langsam zu seinem Schreibtisch ging und sich wie zum Tode erschöpfte in denselben sinken ließ. Mit einem Aufschrei des Schreckens und des Jornes stürzte die Baronin auf ihn zu und ergriff mit beiden Händen seinen Arm.

„Was sprichst Du da, Ewald? Sie wollen fort? — Was — um Gotteswillen — was ist geschehen?“

In abgerissenen, mühsam gesuchten Worten erzählte der Baron den Hergang der Scene, die sich soeben im Walde zwischen Horst und Woldenberg abgespielt hatte. Als er geendet, machte seine Gattin, die mit allen Anzeichen leidenschaftlichen Jornes zugehört hatte, Miene, das Zimmer zu verlassen. Harald aber vertat ihr den Weg.

„Wohin willst Du gehen, Mama?“

„Wohin sonst, als zur Gräfin Jutta! Sie dürfen nicht fort! Und wenn ich sie auf meinen Knien darum bitten sollte, sie müssen bleiben.“

„Sie würden nicht bleiben, auch wenn Du sie auf Deinen Knien darum bätest, Mama! Und es ist überdies nicht der mindeste Anlaß zu einer derartigen Erniedrigung vorhanden. Sie kann nicht beurteilen, ob Kurt Woldenberg die empfangene Zurückhaltung verdient hat — der Gatte meiner Schwester aber könnte er unter solchen Umständen ohnehin nicht mehr werden. Es kann hier also von nichts Anderem die Rede sein, als daß Du der Gräfin Jutta Dein Bedauern über das Vorgefallene ausdrückst und es zugleich ganz ihrem Ermessen anheim giebst, wie sie ihre ferneren Beziehungen zu unserem Hause gestalten will.“

Leonie sah zu ihrem Manne hinüber. „Und Du, Ewald? — Ist das etwa auch Deine Meinung?“

Seine Antwort bestand nur in einem hoffnungslosen Achselzucken und in einem Seufzer, der wie ein qualgepresstes Stöhnen klang.

Mit einer Gedärbe der Geringschätzung wandte die Baronin sich von ihm ab.

„Natürlich! Wie könnte ich auch von Dir in einem kritischen Augenblick Geistesgegenwart und entschlossenes Handeln erwarten! Statt diesen Fälscher und Mörder einfach niederzuschlagen —“

Da richtete sich Ewald von Bruchhausen, die Anwesenheit seines Sohnes vergessend, auf und erhob abwendend die Hände.

„Schweig!! — Um des Himmelswillen schweig!! — Du weißt, daß er so wenig ein Fälscher ist, als ihm irgend ein anderes Verbrechen zur Last gelegt werden kann, und daß er nur die Lippen zu öffnen braucht, um mich zu verderben.“

„Vater!“ schrie Harald auf. „Ist das Wahrheit? Alles, was meinem Oheim hier nachgesagt worden ist — es wäre also Lüge und Verleumdung gewesen?“

Der Baron wollte antworten, aber es waren nur ein paar unzusammenhängende und unverständliche Worte, die er hervorbrachte. Mit einem leisen Wackeln sank er plötzlich gegen die Lehne des Sessels zurück, und sein Kopf fiel auf die Brust herab. Eine wuchtige Ohnmacht hatte ihn der grausamen Notwendigkeit überhoben seinem eigenen Sohne ein beschämendes Geständnis abzuliegen.

Und während Harald und die Baronin noch um den Bewußtlosen beschäftigt waren, — während Irene sich mit tränenerfüllten Augen für das Verlobungsdiener schmidten ließ, fuhr die Gräfin Jutta mit ihren Entsetz in einem aus dem Dorfe requirierten Mietwagen ohne Abschied von ihnen. Mehrere Stunden später erst überreichte eines der Mädchen, das den gräßlichen Herrschaften bei ihrem überhäufigen Empfinden behilflich gewesen war, Harald einen Brief, den ihm die Komtesse Herta im Augenblick der Abfahrt für den Herrn Lieutenant übergeben.

Mit bebenden Fingern riß er den Umschlag herab und las:

„Weiben Sie dessen eingedenk, was ich Ihnen heute gesagt habe. Auf meine Freundschaft dürfen Sie zählen — jeht und immer! Zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind, und nichts

in der Welt wird mich hindern können, Ihnen Auge in Auge zu sagen, wie stolz und glücklich ich über den Anteil bin, den ich an dieser Wandlung gehabt.“

Rein Lebwohl also, sondern auf Wiedersehen!

Herta.“

Harald brühte das Blatt an die Lippen und barg es auf seinem Herzen. Dann ging er auf sein Zimmer und schrieb mit fester Hand das Gesuch, in welchem er unter Hinweis auf seine bedrängten Vermögensverhältnisse um seine Verabschiedung bat.

Im weiteren Verlaufe des Tages hatte er dann noch eine lange, vertrauliche Unterredung mit seiner Schwester, nach deren Beendigung er sich ein Pferd fahrlieh ließ, um nach jener Richtung davon zu reiten, in der das Berringersche Fabriketablisement lag.

Vierzehntes Kapitel.

Nur wenige Minuten noch fehlten bis zur Vollendung der neunten Abendstunde, als Horst von Bruchhausen durch eine niemals verschlossene Seitenthür den Park betrat. Sie hatte sich da drinnen nur wenig verändert in den vierundzwanzig Jahren seiner Abwesenheit, und trotz der Dunkelheit fand er sich darum an der Stätte seiner Kinderspiele leicht zurecht.

Die uralte, halbkreisförmige Marmorbank, die er heute Vormittag seinem Bruder als den Ort ihres Zusammenstehens bezeichnet hatte, lag in ziemlich beträchtlicher Entfernung vom Herrenhause auf einem kleinen künstlichen Hügel, von dem aus man am Tage einen hübschen Blick über den See und seine malerisch bewaldeten Ufer hatte.

Jetzt freilich gab es nichts Anderes zu sehen, als die schwarzen Laubmassen der nächsten Umgebung, und ein furchtbares Gemüth hätte sich in der nur durch das eintönige, fast unheimliche Rauschen der Blätter unterbrochenen Stille wohl ein wenig belommen und unbegreiflich fühlen können.

Solche Regungen aber waren dem Manne, der da langsamen Schrittes den kleinen Hügel hinauf stieg, offenbar vollkommen fremd. Aufmerksam schaute er, als er oben angelangt war, umher, und da er sah, daß der Erwartete noch nicht zur Stelle war, ließ er sich ruhig auf die Marmorbank nieder, um seiner Antunft zu harren.

Fast eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als Horst endlich das Geräusch eines näherkommenden Schrittes vernahm. Nur wenige Minuten noch, und Ewald stand vor ihm.

„Bergieb, daß ich dich warten ließ“, sagte er mit mühsam atmender Brust. „Aber ich besand mich während des ganzen Tages recht unwohl, und es wurde mir deshalb schwer, die Aufmerksamkeit meiner Angehörigen zu täuschen, die mich in ihrer Sorge um mein Befinden nicht aus den Augen lassen wollten. Möchten wir nun nicht lieber in das Schloß gehen, Horst? — Es ist so empfindlich kühl.“

„Rein!“ Ich habe versprochen, meinen Fuß nicht mehr über jene Schwelle zu setzen — nicht nur Deiner Frau, sondern auch mir selbst habe ich das versprochen. Und ich pflege solche Gelöbniße unbedingt zu erfüllen. Auch wird es nur von Dir abhängen, unsere Unterredung sehr kurz sein zu lassen, denn mir für meine Person liegt wahrhaftig nichts daran, sie in die Länge zu ziehen. Also erst das Geschäftliche, Ewald! — Ich weiß, daß Du nicht in der Lage bist, mir mein väterliches Erbeitz auszusprechen, denn ich weiß, daß Du es längst bis auf den letzten Pfennig verbraucht hast und daß Du so gut wie bankrott bist. — Oder kannst Du mir etwa versichern, daß ich mich darin täusche?“

„Horst — ich bitte dich — höre mich an! Die unangenehme Zeitverhältnisse, — der furchtbare Druck, der schon seit einer Reihe von Jahren auf der deutschen Landwirtschaft lastet —“

„Lassen wir doch alle diese Phrasen bei Seite. Also Du giebst zu, daß ich die Sachlage richtig bezeichne habe. Es wäre Dir auch wohl kaum etwas Anderes übrig geblieben, denn als Besther der meisten auf Rhinow lastenden Hypotheken muß ich wohl am besten wissen, wie es um dich bestellt ist.“

„Wie, Horst? — Ist das die Wahrheit? — Du — Du wärest —“

„Setze immerhin voraus, daß Alles, was ich Dir sage, die lautere Wahrheit ist. Ich bin nicht so ganz der arme Teufel, für den Ihre Beide, Du und Deine Gattin, mich gehalten zu haben scheint. Ich habe meine Arme tüchtig gerührt in diesen vierundzwanzig Jahren. Schon vor einem Jahrzehnt haben mich die Inhaber der Firma Janssen und Kompagnie zu ihren Teilhaber gemacht, und ich bin heute ein reicher Mann, der jenes väterlichen Erbeitz glücklich wieder nicht mehr bedarf.“

„Von neu erworbener Hoffnung be-

lebt, wollte Ewald die Hand des Bruders ergreifen.

„Halt da! — Spare Deine Lobeshübungen, bis Du Alles gehört hast, denn ich fürchte, Du wirst alsdann nur noch wenig Reizung verspüren mich für edel und großmüthig zu erklären. Ich habe Dir bei unserer ersten Begegnung gesagt, daß wir nicht von der Vergangenheit reden wollen; heute aber sehe ich mich doch gezwungen, es zu tun. Denn es dürfte zweckmäßig sein, Dein Gedächtnis ein wenig zu schärfen, ehe Du erfährst, was ich von Dir verlange. Du weißt, daß ich ein wilder, ungestümer und leichtfertiger Bursche war, kein sanfter, geschwiegelter und taubeneinerer Jüngling, wie Du. Aber Du weißt auch, daß ich mich lieber hätte in Stücke schneiden lassen, ehe ich mich dazu hergegeben haben würde, auch nur die kleinste bewußte Ehrlosigkeit zu begehen. Oder hälst Du es für unbedientes Lob, daß ich mir damit spende?“

„Rein, nein“, stöhnte der Andere, „ich weiß es, und —“

„Bitte — dieses Rein ist mir vorläufig genug! Also obwohl Du das weißt, und obwohl Du schwerlich vergessen haben kannst, daß die Fälschung, deren mein Vater sich beschuldigte, nicht von mir, sondern von Dir, dem scheinheiligen Verschwender und heimlichen Wüstling, begangen worden war, daß Du es doch geschehen lassen, daß mich die Leute hier bis auf den heutigen Tag für einen ehrlosen Wicht und einen gemeinen Verräther halten. Daß ich zu stolz war, mich auf die unerhörte Beschimpfung, die mir der Vater vor Zeugen gutgefällig, auch nur mit einem einzigen Wort zu verteidigen, das hast Du Dir feige und erbärmlich zu Nutzen gemacht, um Deine Schuld zu verschleiern. Die gesellschaftliche Stellung, die Du vierundzwanzig Jahre lang behauptet, die Achtung, deren Du dich bis heute erfreut hast, Du hast sie einzig einer schmachvollen Lüge zu verdanken!“

„Horst — ich beschwöre dich —! Bedenke doch, in welcher Situation ich mich befand. Ich habe niemals eine Anschuldbung gegen dich erhoben, und mein Verbrechen ist nur, daß ich nicht den Mut fand, mich durch ein freiwilliges Bekenntnis selbst zu verurteilen. Deine heimliche Enttarnung sprach für Deine Schuld, nicht meine Anklagen; und dann, als Jahr auf Jahr verging, ohne daß man etwas von dir hörte — als ich dich für tot oder versprochen halten mußte —“

„Da wäre es natürlich vollends überflüssig gewesen, mein Andenken zu rehabilitieren! Nun gut — ich will Dir glauben, daß Du nicht selbst der Urheber der hier über mich verbreiteten Meinung bist. Und ich will für Dein Schweigen heute ebenso wenig Rechenschaft von Dir fordern, als ich Vergeltung üben will für jenen anderen Verrat, den Du damals an mir verübte. Du und Leonie, Ihr hattet damals fürwahr ein sauberes Spiel mit mir getrieben, und wenn ich an dem Tage, da ich Euren Liebesboten, meinem Reittierchen Jermisch, auf frischer Tat erkappte und niederstieß, dich statt meiner in meinen Händen gehabt hätte, so würde das alte Geschlecht der Bruchhausen wahrhaftig ein recht unruhliches Ende genommen haben. — Aber was war das? Klang es nicht wie das Schreien eines Menschen? — Hast Du etwa zu Deiner größeren persönlichen Sicherheit jemanden mit Dir gebracht, Ewald?“

„So war ich lebe, Horst — nein! Niemand, nicht einmal mein Weib und meine Kinder, wissen etwas von dieser Unterredung. Es war das Rauschen des Windes, das dich getäuscht hat.“

„Bleibst du — obwohl mich mein gutes Gehör in solchen Dingen nur selten im Stich läßt. Aber am Ende bin ja nicht ich es, der einen unberufenen Lauscher zu fürchten hätte. Also ich wiederhole, daß ich nicht nach Rhinow gekommen bin, um wegen dieser vergangenen Dinge mit Dir zu rechnen, oder gar, um mich nach vierundzwanzig Jahren dafür an Dir und den Deinen zu rächen. Ich bin vielmehr gekommen, weil ich sah, daß ich es so nicht mehr weiter gehen lassen durfte, weil Du auf dem besten Wege warst, dich zu ruinieren, weil ich Mitleid hatte mit Deinen Kindern, die Du zu Bettlern machen wolltest.“

„Und Du willst mir dennoch verbieten, dich edel und großmüthig zu nennen! O, wie war es nur möglich, daß ich nicht gleich in der ersten Stunde Deine hochherzige Absicht erriet!“

„Du schienst davon allerdings sehr weit entfernt zu sein. Aber wenn Du nun etwa glaubst, daß meine Großmuth einfach in einem Verzicht auf mein väterliches Erbe und auf die aufgelaufenen Hypothekenzinsen bestehen wird, so hast Du dich in Deinen Absichten nicht weniger als gründlich getäuscht, als bei jener ersten Bege-

nung. Ich stelle mir meine Bedingungen, und sie lauten: Verkauf des Vorwerkes an den Fabrikanten Berringer, und Einwilligung in ein Verlöbniß Deiner Tochter Irene mit dem Sohne dieses ehrenwerten und tüchtigen Mannes.“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, sprang Ewald Bruchhausen empor.

„Niemand! Niemand! Niemand! Und wenn sich Alles gegen mich verschwört, dazu lasse ich mich nicht zwingen. Jetzt begreife ich ja freilich, woher der Junge heute Abend den Mut genommen, mir so gegenüber zu treten. Du warst es, der aus ihn sprach. Du wolltest mir beweisen, daß Du Macht genug hast, selbst meine Kinder gegen mich aufzuwiegeln und sie mir zu entfremden. Aber ich lasse mir diese Schmach nicht aufzwingen. Eher eine Kugel als das!“

„Von Alledem verstehe ich nicht ein Wort“, sagte Horst, dem es jezt erst gelang, den Redestrom des Aufregenen zu unterbrechen. „Ich sollte Deine Kinder gegen dich aufwiegeln haben? Was ist denn eigentlich, das dich auf eine so sonderbare Vermutung gebracht hat?“

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Produktion Deutschlands

Die Erzeugung an Werken der Literatur ist in Deutschland allein so umfangreich wie in allen übrigen Kulturländern zusammen. Sie beläuft sich auf etwa dreißigtausend Bücher jährlich. Außerdem erscheinen im Reich ungefähr dreizehntausend Fachschriften und achttausend Tageszeitungen. An das Ausland giebt Deutschland jährlich Bücher im Werte von fünfzig bis sechzig Millionen Mark ab. Davon geht ungefähr der dritte Teil nach Oesterreich-Ungarn. Im Jahre 1910 belief der Wert der nach der habsburgischen Doppelmonarchie ausgeführten Bücher sich auf nahezu 21 Millionen Mark. Nach der Schweiz gingen für annähernd sieben Millionen, nach Rußland für nicht ganz fünf Millionen, nach den Ver. Staaten für dreieinhalb Millionen, nach Frankreich für zweieinhalb Millionen, nach Großbritannien für anderthalb Millionen und nach Italien für nicht ganz eine Million deutsche Bücher. Die Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark und die Niederlande nahmen, obwohl sie nur insgesamt 18,375,000 Einwohner zählen, für 12,234,000 Mark deutsche Bücher auf, während Frankreich mit einer mehr als doppelten Bevölkerung — 39,252,000 Einwohnern — deutsche Literatur nur zum ungefähr sechsten Teile dieser Summe kaufte. Sind hiernach die germanischen Länder ohne England mehr als größtenteils so stark am Bezuge des deutschen Buches beteiligt als Frankreich, so nimmt Schweden, dessen Einwohnerzahl sich zu der von Großbritannien verhält wie eins zu acht, nahezu dieselbe Zahl deutscher Bücher auf wie England, Schottland und Island. England bezieht nur für 189,000 Mark, Japan für 818,000 Mark deutsche Literatur. Argentinien, Brasilien und Chile mit einer Bevölkerung von zusammen 25,674,000, beziehen fünfmal so viel deutsche Bücher als Spanien mit 18,618,000 Einwohnern. Die Schlüsse, die sich hieraus ergeben, liegen auf der Hand. Wir sehen deutlich, wohin die Ströme deutscher Gedanken gehen, die aus der Buchliteratur quellen. Wir sehen, in welchen Ländern die Erzeugnisse des deutschen Geistes am meisten begehrte, und in welchen sie wenig gesucht werden. Wir sehen aber vor allem, daß nicht nur die Länder germanischen Ursprungs, sondern auch die mit einem anscheinlichen Bruchteil deutscher Bevölkerung: Oesterreich-Ungarn, die Schweiz, Rußland und die Ver. Staaten durch das deutsche Buch in engster Gedankengenossenschaft mit dem Mutterlande stehen.



„Frieda, die „Mundschneise“ frage heut abend lieber nicht vor; der glatzköpfige Buchhalter konnte womöglich ein Haar darin finden.“